

PRESS REVIEW

Daniel Barenboim Stiftung
Barenboim-Said Akademie & Pierre Boulez Saal

Friday, January 22, 2021



West-Eastern
Divan Orchestra



BARENBOIM-SAID
AKADEMIE



PIERRE BOULEZ
SAAL

WDR3 Tonart, [PBS](#)

Schubert-Woche im Pierre Boulez Saal

B.Z, [PBS](#)

Eine ganze Woche voller Schubert-Lieder

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Corona zum Trotz: Katharina Wagner zur Lage und Zukunft der Bayreuther Festspiele

Berliner Zeitung

Berlins Galerien bleiben zu. Doch sie bauen Ausstellungen auf und beginnen 2021 online

Süddeutsche Zeitung

Museen sind groß, klimatisiert, beleuchtet, bewacht – und geschlossen. Es ist Zeit, das zu überdenken

Süddeutsche Zeitung

Museumsmacher wollen Häuser kontrolliert öffnen

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Online zu Berlins Bibliotheken

Bericht Schubert-Woche

https://drive.google.com/file/d/1qT-YXrZ2nFF_u8p1QqHnJf19JJ0kGnqI/view?usp=sharing



Eine ganze Woche voller Schubert-Lieder

Mitte - Am 31. Januar 1797 wurde Franz Schubert geboren. Der **Pierre-Boulez-Saal** feiert den großen Komponisten daher schon den dritten Januar in Folge mit einer Schubert-Woche. Corona hin oder her.

Große Talente bringen Werke des Meisters zu Gehör. Heute singt Bariton Manuel Walser (Foto) zur Klavierbegleitung von Jonathan Ware 17 Schubert-Lieder. Dabei sind vor allem Werke zur abendlichen Besinnung, wie "Der

Wanderer an den Mond", "Abendstern" und "Nachtstück". Außerdem: "Wenn ich durch Wald und Fluren geh", "Frühlingsglaube" und "Des Fischers Liebesglück". Das Zuhören ist gratis.

20 Uhr, auf: boulezsaal.de/de/schubert-week - Die Schubert-Woche geht noch bis Sonntag

(Abbildung)
Foto: THOMAS WALSER

Es wird hier ganz neue Formen von Oper geben

Corona zum Trotz: Katharina Wagner zur Lage und Zukunft der Bayreuther Festspiele.

Sie haben mit einer Lungenembolie und fünf Wochen im künstlichen Koma eine lebensbedrohliche Krankheit überstanden. Wie geht es Ihnen heute?

Glücklicherweise sehr gut. Ich tue auch viel dafür, dass das so bleibt, mache regelmäßig Physiotherapie und fahre jeden Tag eine Stunde Rad, natürlich derzeit indoor. Kurzum: Ich bin wieder fit und voll einsatzfähig.

Hat die Krankheit Ihre Sicht auf Leben und Arbeit verändert?

Was solch eine Krankheit einen vor allem lehrt, ist, wie wertvoll die Gesundheit ist. Jede schwere Krankheit stellt die Selbstverständlichkeit von Gesundheit in Frage. Also lehrt die Krankheit einen, dankbar zu sein. Aber ein Übergriff auf mein Leben als Ganzes hat durch die Krankheit nicht stattgefunden.

Auch ein Zeichen von Gesundheit.

Ja, ich befinde mich auch nicht in Panik, dass ich wieder krank werden könnte. Ich hatte sehr gute Ärzte und habe sie immer noch. Deshalb bin ich sehr ruhig und zuversichtlich.

Wie sieht denn die Lage der Bayreuther Festspiele aus? Sie sind ja im Normalfall zu über sechzig Prozent eigenfinanziert. Eigeneinnahmen hatten sie aber 2020 so gut wie gar keine. Haben die Gesellschafter der Festspiel-GmbH ihre Zuwendungen erhöht?

Man muss ein bisschen differenzieren: 2020 waren nicht alle Verträge bereits abgeschlossen, waren sie allerdings geschlossen, konnten wir dann auch Kompensationszahlungen anbieten. Mit den großen Kollektiven waren noch keine Verträge geschlossen, deshalb standen wir dort nicht in der Zahlungspflicht. Für 2021 stehen wir nun vor dem großen Problem, dass wir nicht wissen, für wie viele Zuschauer wir werden spielen können. Folglich können wir unsere Einnahmen überhaupt nicht vorveranschlagen. Das haben wir jetzt mit den Gesellschaftern – dem Bund, dem Freistaat Bayern, der Stadt Bayreuth und der Gesellschaft der Freunde der Bayreuther Festspiele – besprochen, und wir sind sehr dankbar, dass unsere Gesellschafter dazu bereit sind, eventuelle Mehrkosten zu übernehmen. Die sind nur momentan noch nicht bezifferbar, weil alles – leider – von diesem extrem dynamischen Pandemiegeschehen abhängig ist.

Wenn Sie nun überhaupt nicht mit Zuschauerzahlen kalkulieren können, steht dann wenigstens die Zahl der Veranstaltungen fest? Um die dreißig sind es ja im Normalfall pro Festspielsaison.

Wir waren Ende des letzten Jahres von etwa zwanzig, einundzwanzig Veranstaltungen ausgegangen, es werden aber etwas mehr werden, vielleicht fünfundzwanzig. Noch während ich krank war, hat Heinz-Dieter Sense in Vertretung für mich – und das war auch völlig richtig – entschieden, dass eine der geplanten Opern, in diesem Fall der „Lohengrin“, pausieren müsse, um eventuell den Chor aus dem Chorprobensaal übertragen zu können und hierfür genug Probenzeit zur Verfügung stellen zu können, falls die Pandemiegeschehnisse es nicht anders zulassen. Von dieser Option hatten ja einige Opernhäuser schon Gebrauch gemacht. Wir wissen zum jetzigen Zeitpunkt nicht, ob wir den gesamten Chor auf die Bühne lassen können oder ob wir ihn zerteilen müssen, um für ein eventuelles Infektionsgeschehen ein Back-up zu haben. Wie wird es mit den Tests aussehen? Gibt es, was neueste Studien nahelegen, zuverlässige Schnelltests? Oder müssen wir weiterhin alle mit PCR-Tests überprüfen? All das muss mit dem Gesundheitsamt abgestimmt werden. Es kann auch sein, dass das Infektionsgeschehen keinen Chor auf der Bühne zulässt, weil das Ansteckungsrisiko zu hoch ist.

Also müssen Sie auch inszenatorisch extrem flexibel bleiben.

Auch dort müssen wir zumindest bis zu einem gewissen Punkt flexibel planen. Wir müssen alle Optionen offenhalten: Chor auf der Bühne oder die Übertragung des Chores aus dem Chorprobensaal. Dies wissen die Regisseure, dass sie eventuell mit Darstellern und nicht mit dem Chor arbeiten werden. Auch beim Orchester planen wir dieses Jahr etwas anders. Es wird quasi zwei Orchester geben, welche nicht den Dienst tauschen sollen, so dass wir im Fall eines Infektionsgeschehens auf das jeweils andere Orchester zurückgreifen können. Wir planen jetzt mit den „Meistersingern von Nürnberg“, „Tannhäuser“, mit der Neuproduktion vom „Fliegenden Holländer“, auf die ich mich künstlerisch sehr freue, mit drei Vorstellungen der „Walküre“, die ein Performancekünstler umsetzen soll ...

Hermann Nitsch, erzählt man sich

Sobald es unterschriebene Verträge gibt, wird es eine offizielle Pressemeldung geben. Auf jeden Fall machen wir anstelle des „Rings des Nibelungen“, der nun leider um zwei Jahre verschoben werden musste, im Rahmen der Reihe „Diskurs Bayreuth“ eine Neukomposition des „Rheingolds“, die Gordon Kampe erstellt hat. Die Inszenierung der Uraufführung von Nikolaus Habjan findet am Teich des Festspielparks statt. Das Team probt gerade schon in Wien. Das ist phantastisch! Die schicken mir immer kleine Videos. Ich bin ganz begeistert. Wir werden auch zu „Siegfried“ etwas bieten. Dazu werde ich aber auf der jährlichen Pressekonferenz mehr verraten. Dann haben wir von Chiharu Shiota, die auch einen Pavillon bei der Biennale in Venedig hatte, eine Installation zum Thema „Götterdämmerung“ in Planung.

Völlig neue Formate bei den Bayreuther Festspielen!

Ich denke, mit diesen Formaten können wir trotz der coronabedingten Verschiebung des „Rings des Nibelungen“ ein künstlerisch ansprechendes Programm bieten, eben ein anderer „Ring“ sozusagen. Nicht nur reine Oper. Wir gehen raus aus den gewohnten Formen, auch teilweise raus aus dem Festspielhaus. Aber im Festspielhaus werden wir wahrscheinlich noch drei Konzerte geben. Unterm Strich: fünfundzwanzig Vorstellungen.

Oksana Lyniv, das ist schon bekannt, wird den „Fliegenden Holländer“ dirigieren und ist die erste Frau am Pult in der Geschichte der Festspiele. Gibt es bei den Sängern wichtige Debüts?

Wir können uns sicher auf Asmik Grigorian als Senta im „Holländer“ freuen. Dann auf den wirklich vielversprechenden jungen Tenor Attilio Glaser als Steuermann. Und Wotan ist mit Günther Groissböck auch exzellent besetzt. „Tristan und Isolde“ wird als Kinderoper herauskommen – mit der einen oder anderen Besetzungsüberraschung im ganz positiven Sinne. Da werden einige Erwachsene traurig sein, dass sie kein Kind mehr sind.

Es ist doch jetzt schon so, dass sich die Erwachsenen Alibi-Kinder besorgen, um die Kinderopern besuchen zu dürfen.

Ja, das stimmt! Das dürfte aber in diesem Jahr noch ganz andere Dimensionen annehmen.

Im März wird Ihr kaufmännischer Direktor Holger von Berg die Festspiele verlassen. Gerüchten zufolge soll Ulrich Jagels, der kaufmännische Direktor der Oper Leipzig, sein Nachfolger werden. Können Sie das bestätigen?

Nein, das darf ich leider nicht. Die Nachfolge ist vertraglich noch nicht formal bestätigt. Solange darf ich mich dazu nicht äußern. Wenn es so weit ist, gehen wir mit dem Namen an die Öffentlichkeit.

Wie wird die Zukunft des bisherigen Musikdirektors Christian Thielemann bei den Bayreuther Festspielen aussehen? Es sollte ja eine Neuregelung seines Vertrages geben, der Ende des Jahres auslief. Ist die schon abgeschlossen?

Die ist noch in Arbeit. Es handelt sich ja nicht um einen Standardvertrag, sondern um eine komplexe Sache, bei der viele Dinge wie Titel und Aufgaben abgestimmt werden müssen. Das braucht Zeit und hat jetzt einmal wegen meiner Krankheit so lange gedauert, zum ändern, weil wir hier gerade vordringlich um die Durchführbarkeit der Spielzeit 2021 ringen. Aber ich kann Ihnen sagen: Wir wollen beide unbedingt zusammen weitermachen. Das steht überhaupt nicht in Frage.

Bleibt die große Aufgabe der Generalsanierung des Festspielhauses. Baukosten in dreistelliger Millionenhöhe werden erwartet. Die Festspiele können das aus eigener Kraft nicht stemmen. Öffentliches Geld kann aber nicht so leicht fließen, solange das Haus in privater Trägerschaft ist, nämlich der Wagner-Stiftung. Zeichnet sich da eine Lösung ab?

Ich muss vorausschicken, dass das eigentlich nicht auf meinem Schreibtisch liegt, sondern auf dem des kaufmännischen Direktors. Aber Monika Grütters, die Staatsministerin für Kultur, hat ja zum Jahreswechsel ein Nachdenken über Strukturänderungen angeregt.

Die Strukturen sind kompliziert: Das Festspielhaus ist im Eigentum der privaten Wagner-Stiftung, worin die Familie – mit ihren verschiedenen Stämmen – ein großes Mitspracherecht genießt. Sie vermietet es an die Festspiel-GmbH, zu deren Gesellschaftern der Bund, der Freistaat Bayern, die Gesellschaft der Freunde Bayreuths und die Stadt Bayreuth gehören. Der Logik nach müsste die Stiftung der Bauherr sein. Das kann sie aufgrund ihrer begrenzten Mittel aber nicht. Denn das Geld, das sie durch die Vermietung des Hauses erhält, reicht nicht aus, um die Sanierungskosten zu decken. Die Gesellschafter aber können diese Aufgabe nicht erfüllen, da ihnen die Immobilie nicht gehört.

Ja, richtig, genau da liegen die Probleme.

Der Familie gilt meine nächste Frage: Sie haben jene Teile des Familienarchivs, über die Sie selbst verfügen konnten, der Forschung zugänglich gemacht. Namhafte Wissenschaftler sorgen sich aber um die verbleibenden Anteile, etwa aus den Nachlässen von Isolde, Friedelind, Siegfried und Verena. Deren Erbe bleibt der Forschung verschlossen und könnte durch Veräußerungen zerrissen werden. Was kann man dagegen tun?

Ich selbst bin da vorsichtig. Das meiste, worüber jetzt familienintern, aber auch mit Personen außerhalb der Familie, gestritten wird, hat sich zugetragen, bevor ich geboren wurde. Daphne, Nike und Wummi, also Wolf Siegfried, haben ja, wie ich, ihre Dokumente ins Archiv gegeben. Sie haben sich extrem kooperativ gezeigt. Andererseits können Sie niemanden dazu zwingen, das zu tun. Es handelt sich um Privateigentum. Die Erben selbst können entscheiden, ob sie die Nachlässe für sich behalten, veräußern oder der Öffentlichkeit zugänglich machen. Nike, Daphne, Wummi und ich sind uns in dieser Frage wahnsinnig einig, dass diese Dinge der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden müssen. Wir haben das mit allem, was uns wirklich gehört, auch getan. Es gibt natürlich ein starkes öffentliche Interesse am Nachlass der Familie Wagner, weshalb man immer nur wieder an die Vernunft der Erben appellieren muss, die Dokumente herauszugeben.

Oder man macht finanzielle Angebote, die sich nicht abschlagen lassen.

Das ist ein schwieriges Thema. Solche Ankäufe werden in der Regel durch Steuergelder finanziert. Und ich finde, wenn man Erbe von Personen öffentlichen Interesses ist, sollte man relevante Dokumente auch der Öffentlichkeit zugänglich machen. Die Erben von Wieland Wagner und ich als Erbin von Wolfgang Wagner haben nichts dafür verlangt. Und das finde ich auch selbstverständlich.

Es gab vor dem Jahreswechsel zwar viel Lob von Frau Grütters für die Arbeit der Festspiele unter Ihrer Intendanz, sowohl was die Reihe „Diskurs Bayreuth“, die Kinderoper und die Aufarbeitung der Familiengeschichte angeht. Zugleich wurde aber angemahnt, dass die Öffentlichkeit am Geschehen der Festspiele mehr teilhaben müsse. Wo sehen Sie die Zukunft Bayreuths?

Natürlich kann man die Vorstellungen der Festspiele einer noch größeren Öffentlichkeit zugänglich machen, indem man sie zum Beispiel streamt. Die Frage ist: Will man das? Ist das finanzierbar? Ich habe das durchaus mit den Gesellschaftern schon einmal besprochen und den Zugriff der Berliner Philharmoniker mit der Digital Concert Hall auch für uns zur Diskussion gestellt. Vor ein paar Jahren wurde das noch abgelehnt. In der jetzigen Situation wird man sicher ganz anders darüber nachdenken. Was ich auf jeden Fall weiter ausbauen möchte, das ist das Education-Programm. Die Kinderoper und die zwei Meisterklassen sind gute Anfänge. Allerdings kann man die gebündelte Kompetenz, die wir hier vor Ort haben, noch wesentlich breiter gefächert an die nächste Generation weitergeben. Da muss man noch eine Menge tun. Und das will ich auch. Künstlerisch möchte man sich natürlich immer weiterentwickeln. Und da habe ich durchaus Visionen, die wir hoffentlich schon 2023 teilweise Wirklichkeit werden lassen können.

Das Gespräch führte Jan Brachmann.

Hunger auf echte Bilder

Berlins Galerien bleiben zu. Doch sie bauen Ausstellungen auf und beginnen 2021 online



Chiharu Shiota: das große, lebendig blutrote „I hope“. VG Bild-Kunst, Bonn/Chiharu Shiota/Sunhi Mang

INGEBORG RUTHE

Ist es unerschütterlicher Optimismus oder einfach nur Trotz? Viele der Galerien Berlins verfallen nicht in Melancholie und Larmoyanz, sondern zeigen Kunst in Schaufenstern, produzieren Filme und veranstalten mit Sammlern und interessierten Gästen Rundgänge per Video für Computer oder Smartphone. Sie ziehen ihr Programm mit großer Gefasstheit in der Corona-Krise durch. Irgendwie und unter dem Zwang, nachfolgende Ausstellungen verschieben zu müssen. Was mit viel Mühe und Sorgfalt aufgebaut wurde, kann bis zum Ende des erneut verlängerten Lockdowns bis auf Weiteres nur online besichtigt werden.

Eine Online-Tour zu Gemälden, Zeichnungen, um Skulpturen und Installationen herum ist, das hat die Erfahrung der letzten Monate gezeigt, in den meisten Fällen doch ein recht steriles Erlebnis. Um so interessanter ist der Blick hinter die Kulissen der Einrichtungen, die in den Startlöchern für eine baldige Öffnung sitzen.

Wunschbriefe gegen Ängste

Fast gespenstisch still ist es in der Oberhalle von St. Agnes, der Kreuzberger Galerie von Johann König. Unten werden gerade geräuschvoll die hölzernen „Korallen“ von Claudia Comte auf die Sockel gehievt. Oben empfängt einen tiefes Rot: Abertausende blutroter Schnüre baumeln wie Blutgefäße von der netzartigen Decke. Zwischen ihnen haben sich 10.000 blutrot gefärbte DIN-A4-Bögen verfangen, darauf stehen in schwarzer Schrift in verschiedenen Sprachen: Wunschbriefe gegen die Ängste, an die Fäden geheftet, eingesponnen in ein magisches Labyrinth, ebenso sechs Boot-Skelette aus schwarzem Eisendraht, die, in den Schnüren verfangen, von unten nach oben streben. Zum Licht und ins Leben.

„I hope“ nennt die seit Jahren in Prenzlauer Berg lebende Japanerin Chiharu Shiota ihre so gigantische wie emotionale Rauminstallation. Sozusagen als poetische Verkörperung des Prinzips Hoffnung in verstörenden Zeiten. Seit sie 2015 den japanischen Pavillon auf der Biennale in Venedig bespielte, ist die 1972 in Osaka geborene Wahlberlinerin eine der gefragtesten Künstlerinnen weltweit. Erinnerung, Heimat, Migration, Tod und Leben sind ihre Themen. Derzeit allerdings vorerst nur für sich selbst. Aus ihrer Kunst der Überwältigungs-Installation dringt gleichsam der Wunsch nach einem idealen Weltgefüge, einer Weltgemeinschaft durch, die es am Ende vermag, Katastrophen zu bannen.

Aufwendig vorbereitet hat der Galerist Andre Schlechtriem „Secrets of a happy household“. Es ist die erste Einzelschau der Slowakin Katharina Janeckova Walshe, geboren 1988 in Bratislava. Jetzt lebt sie in Texas, USA. Sie erzählt ihre Lebensgeschichte in großformatigen Porträts, häuslichen Interieurs, Landschaften und provokanten Szenen mit Chimären – halb Mensch, halb Tier. Und diese ist auf der Online-Tour durch die Ausstellung erlebbar als allegorische Halluzination. Ihre Frauenfiguren in der Partner- und Mutterrolle sind bei aller Weichheit kraftvoll, die Emanzipations-Szenen voller Humor. Die Bilder spielen mit dem weiblichen Begehren, das im Fantastischen aufgeht und doch im Körperlichen wurzelt.

Konsequent klimaaktivistisch

Mit etwas Besonderem sollte das neue Jahr auch bei Eigen+Art Berlin beginnen. Der 1980 in Frankfurt am Main geborene Raul Walch ist offenbar der klimaaktivistisch am konsequentesten arbeitende Schüler aus dem UdK-Raumlabor des isländischen Dänen und Umwelt-Künstlers Olafur Eliasson. Mit „unfollow“, einer Ausstellung, die sich im Lockdown als Landschafts-Video mit dem eine schwarze Trauerflagge schwenkenden Künstler im Galerieschaufenster zeigt, gelingt Walch ein verstörend schönes Requiem auf die massentouristisch malträtierten Landschaften der alpinen Skigebiete Europas. Er macht aus Filzflächen, mit denen die Wintersport-Industrie riesige Gletschergebiete abdeckt, abstrakte Bilder mit in das Textil eingedrungenen Farben von Erde, Gestein, Geröll, eingesickertem Gletscherwasser. Mit Abstand wirken die Gebilde wie Luftaufnahmen.

Walch lässt die von menschlicher Inbesitznahme und Gier der Tourismusbranche zerschundene Landschaft von ihrem still mahnenden Leid erzählen, von ihrer bedrohten ökologischen Balance. Die Botschaft: Die Natur braucht nicht die Menschen, aber wir Menschen brauchen die Natur! Das besagen Bildwerke und von der Decke hängende Textil-Mobiles, dazwischen Gesteinsbrocken, deren Namen nur der Geologe kennt. Die zerstörte Landschaft wird bei Raul Walch selbst zum Maler. Fern aller Romantik. Von brutal zärtlicher Poesie.

Online-Ausstellungen und 3-D-Touren finden sich auf den Websites der genannten Galerien

Der dritte Raum

Museen sind groß, klimatisiert, beleuchtet, bewacht – und geschlossen. Es ist Zeit, das zu überdenken

VON CATRIN LORCH

Es ist Pathos zu spüren, wenn deutsche Museumsdirektoren schreiben, dass jedes Kunstwerk „eine Batterie“ sei, die Kraft spende. Wenn Susanne Gaensheimer, Direktorin der Kunstsammlung Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf, sagt, „wir können Rettungsinseln sein“. Und wenn Carolyn Christov-Bakargiev im der zeitgenössischen Kunst verpflichteten Turiner Castello di Rivoli ein Impfzentrum unter dem Projekt-Titel „Kunst heilt“ eröffnet. Die Museumsleute wissen, dass sie sich zu diesem Zeitpunkt mit einer eigentlich unmöglichen Forderung an die Öffentlichkeit wenden: Während das öffentliche Leben stillsteht, möchten sie ihre Häuser wieder öffnen – unter für sie alle schwersten Bedingungen. Denn sie wissen, dass es einen Kunst hunger gibt, der gestillt sein will. Gerade jetzt.

Und was ist das auch für eine Vorstellung: Dass frisch Geimpfte, die sich in dem mit allem barocken Prunk ausgestatteten dritten Stock des Castello di Rivoli auf einer Liege kurz erholen durften, durch die Schausammlung der anderen Ausstellungsetagen ihren Weg zum Ausgang suchen und dabei auch eine gute Dosis Kunst verabreicht bekommen.

Der Weg führt dann beispielsweise vorbei an dem ausgestopften Pferd „Novecento“, das Maurizio Cattelan wie ein Abdecker schlaff in Lederriemen unter die Decke gehängt hat. Entlang an Giuseppe Penone „Breathing Shadow“, einer Wand, die mit getrockneten Lorbeerblättern gefüllt ist und auf der eine aus bronzenen Blättern zusammengesteckte Lunge prangt. Wer empfänglich ist für Kunst, der wird die gebändigte Grausamkeit, die Brutalität und die Schönheit solcher Skulpturen genießen. Der kann Abstand gewinnen zum bedrückenden, beengenden Moment; die eigene Situation transzendieren. Es geht darum, Trost zu bieten, der Trauer, der Einsamkeit und der Verzweiflung zum Gegenüber zu werden oder – vielleicht bestenfalls – einfach nur abzulenken.

Anders als Bühnen, die nicht bespielt werden, und stille Konzertsäle mit ihren leeren Stuhlreihen, steht die bildende Kunst bereit. Sie ist nur durch eine Mauer von ihrem Publikum getrennt. Der „Betrieb“ um den es im Museum geht, lässt sich steuern, über weitläufige, häufig viele Hundert Quadratmeter große Säle verteilen. Die, worauf Christov-Bakargiev hinweist, von „geschultem und freundlichem Personal überwacht werden“. Dass Museen während der Lockerungen im Sommer nicht als Hot Spots der Ansteckung aufgefallen sind, ist belegt. Obwohl ihre Hygienekonzepte erfolgreich waren, denken sie jetzt über noch effektivere Maßnahmen nach, wollen Besucherzahlen kontingentieren, Öffnungszeiten in die Nacht ausweiten, Tickets nur im Vorverkauf – mit voller Nennung der Adresse – anbieten.

Menschen brauchen einen dritten Ort, neben der Arbeit und dem Zuhause, sagt die Soziologie. In diesem Winter, in dem beide im Home-Office in eins fallen, wären Museen so ein Raum, sicherer als an kalten Tagen die Eisfläche vor dem Nymphenburger Schloss in München oder andere Stadtparks und Waldwege, auf denen sich in jetzt schon wärmeren Stunden die Menschen drängen. Nichts ist so weitläufig wie ein hoher Saal voller Kunst.

Wer die Diskussion als unsolidarisch abtut, wer der Kunst vorwirft, nur auf die eigenen Vorteile zu schauen, missversteht, was Museen jetzt anbieten – auch Menschen, die unempänglich sind für tote

Pferde oder metallisch glänzende Arte Povera, sollen kommen und das Museum als Ort benutzen. Als sichere Räume, die von Ländern und Kommunen ohnehin als klimatisierte, bewachte Flächen unterhalten werden. Die jetzt bereitstehen für den Kunstgenuss, für Bildung oder einfach nur den Besuch, als Kulisse, vor der man flanieren kann. Lange wurde darüber debattiert, warum die Politik vor dem Lockdown im Herbst die öffentlich finanzierten Kultur-Institutionen – Theater, Museen, Konzerthäuser – den „Freizeiteinrichtungen“ zugerechnet hat, statt ihren bildenden Charakter zu würdigen.

Wenn man das überraschende Glück hat, sich in diesem Januar bei einem beruflichen Termin etwa vor einem von Wärme durchpulsten Bonnard-Gemälde wiederzufinden, lösen sich diese Diskussionen einfach auf. Handelt es sich um ein bildendes oder unterhaltendes Erlebnis? Man erinnert sich an diesen Museumsdirektor, dem der Furor der so vehement geführten Debatte einfach nicht einleuchten wollte – und der, in angemessener Verdrehung von Adornos „Fun ist ein Stahlbad“, die Formel „Kunst ist ein Spaßbad“ prägte. Für ihn jedenfalls. Vielleicht, so ist zu hoffen, kann sie das für alle sein. In diesem Winter.

Kunsttherapie

Museumsmacher wollen Häuser kontrolliert öffnen

Dass Museen „seit Beginn der Pandemie nicht als Orte des Infektionsgeschehens aufgefallen sind“, schreiben mehr als ein Dutzend Direktoren und Direktorinnen deutscher Museen in einem Brief an die Kultusministerkonferenz und Monika Grütters, die Kulturbeauftragte der Regierung. Sie suchen nach Wegen, den „Hunger auf Kultur“ zu stillen.

Während Eva Kraus, die Leiterin der Bundeskunsthalle in Bonn, in einem Gespräch mit dem Deutschlandfunk die Befürchtung äußerte, ihr Publikum dauerhaft zu verlieren („irgendwann gewöhnt man sich daran“), fragt Susanne Gaensheimer, Direktorin der Kunstsammlung NRW, im Interview (SZ vom 18. Januar): „Wo sind in unserer Gesellschaft die Orte, an denen man sich geschützt aufhalten kann? Wir können Rettungsinseln sein.“ Ihnen allen geht es vor allem darum, Kunsterlebnisse inmitten der Pandemie wieder möglich zu machen.

Aber die Museen gingen während der vergangenen Monate auch weiter, sie boten an, ihre oft riesigen Säle und Hallen für Schulklassen zu öffnen, die während der Pandemie aus Platzmangel in ihren Gebäuden nicht unterrichtet werden können. Schon während des ersten Lockdowns im Frühjahr hatte Gaensheimer Online-Vermittlungsprogramme für Schüler gestartet und Klassen eingeladen, im Museum die Unterrichtszeit zu verbringen. Auch ihre Kollegin Christina Végh, Direktorin der Kunsthalle Bielefeld, sah sich in der Pflicht, kreative Lösungen zu suchen für eine außergewöhnliche Zeit: „Ich würde den Schulen gerne zurufen: Wir sind da!“ Zudem stünden nicht nur die Ausstellungssäle und Werkstätten leer, auch seien Museumspädagogen durchaus in der Lage, Schulklassen angemessen zu bilden.

Doch während deutsche Behörden offensichtlich den leer stehenden Raum mehr oder weniger abgeschrieben haben, zeichnet sich international mehr Einfallsreichtum ab: Museen werden als Flächen für die Corona-Bekämpfung genutzt, ganz direkt. Im Londoner Science Museum etwa, einem Touristenmagnet im Stadtteil Kensington, der seit Monaten geschlossen ist, wird derzeit unter der Leitung des britischen Gesundheitssystems NHS ein Impfzentrum eingerichtet, das voraussichtlich im Februar eröffnet wird, wie das britische Kunstmagazin *Art Newspaper* schreibt. Auch im Black Country Living Museum in Dudley – das Fernsehzuschauern als Kulisse der Serie „Peaky Blinders“ vertraut ist – werde noch im Januar ein Impfzentrum eingerichtet, während im Thackeray Museum of Medicine in Leeds schon seit Dezember geimpft werde.

Konzeptuell ist unter den umgerüsteten Museen vermutlich das von Carolyn Christov-Bakargiev geleitete Castello di Rivoli das avancierteste: Das Pilotprojekt trägt den Titel „L'Arte Cura – Art Helps“. Das Museum habe eng mit den Gesundheitsbehörden von Rivoli, einem Vorort der Großstadt Turin, zusammengearbeitet und warte jetzt auf die Zulassung durch das italienische Gesundheitsministerium, heißt es in einer Pressemitteilung. Carolyn Christov-Bakargiev, die Direktorin des Museums, wird mit der Feststellung zitiert, dass „Kunst immer geholfen und geheilt hat“. Der Barockpalast, in dem das Museum residiert, sei gut vorbereitet – es gebe ausreichend Raum, um die geltenden Hygienemaßnahmen umzusetzen, zudem seien die „freundlichen Museumswächter“ darin geübt, das Verhalten der Besucher zu überwachen. Christov-Bakargiev: „Kunst kann eine Form der Therapie sein und ein Weg, Traumata zu behandeln. Tatsächlich waren einige der ersten Museen der Welt Krankenhäuser – und wir möchten uns jetzt dafür erkenntlich zeigen.“

Es sei unverständlich, so Christov-Bakargiev, die in Deutschland vor allem als künstlerische Leiterin der 13. Documenta bekannt ist, warum all die Museen, deren Ausstellungen geschlossen wurden, nicht der Öffentlichkeit in anderer Form zugänglich gemacht werden können.

Man habe nicht nur modernste Klimaanlage installiert, sondern auch Thermo-Scanner, die überwachen, ob Menschen, die Fieber haben, im Publikum sind. Im mehr als 10 000 Quadratmeter großen dritten Stock des Schlosses wurden Impfkabinen eingebaut, ein Wartesaal und ein Bereich, in dem frisch Geimpfte betreut werden. Weil die Kunst nicht abgebaut wurde, können die Besucher während der Behandlung die Wandmalerei der Schweizer Künstlerin Claudia Comte betrachten, bevor sie das umfunktionierte Museum dann nach einem Rundgang durch die Schausammlungen im ersten und zweiten Stock verlassen. Der Besuch ist übrigens kostenfrei. lorc

Online zu Berlins Bibliotheken

Die öffentlichen Bibliotheken Berlins reagieren auf die Corona-Beschränkungen mit einem Angebot an erwachsene Einwohner der Stadt: Wer sich auf der Seite www.voebb.de anmeldet, erhält einen kostenlosen Bibliotheksausweis, der dazu berechtigt, das digitale Angebot der Einrichtungen zu nutzen. Gültig sind die so erstellten Ausweise bis zum 30. April. Normalerweise kostet die Erstellung eines Jahresausweises zehn Euro. Außerdem können während der Einschränkungen des Bibliotheksbetriebs abgelaufene Medien bis zu viermal online verlängert werden, wenn sie nicht vorgemerkt sind. spre